

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Carolina De Robertis

Perla

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1

Ankunft

Manche Dinge kann der Verstand allein nicht fassen. Also hör, wenn du kannst, mit deinem ganzen Sein zu. Die Geschichte drängt hervor, verlangt, erzählt zu werden, hier, jetzt, wo ich dich so nah fühle und die Vergangenheit noch näher, wo sie uns ihren Atem ins Genick bläst.

Er tauchte am zweiten März 2001 auf, kurz nach Mitternacht. Ich war allein. Aus dem Wohnzimmer kam ein leises Geräusch, eine Art Kratzen, wie Fingernägel auf hartem Fußboden – dann nichts mehr. Zuerst konnte ich mich nicht rühren; ich überlegte, ob ich ein Fenster offen gelassen hatte, nein, hatte ich nicht. Ich nahm das Messer, an dem noch Kürbisfleisch klebte, von der Arbeitsplatte und ging langsam durch den Flur zum Wohnzimmer, die Waffe kampfbereit vor mir: Ich würde mit aller Kraft zustechen. Ich bog um den Türpfosten, und da lag er zusammengerollt auf der Seite und tropfte den Teppich voll.

Er war nackt. An seiner aschfahlen, nassen Haut klebte Seetang. Er roch nach Fisch und Kupfer und verfaulenden Äpfeln. Nichts hatte sich bewegt: Die Glasschiebetür zum Garten war geschlossen und unversehrt, die Vorhänge hingen da wie zuvor, und es gab keine Nässespur, die angezeigt hätte, wo er gegangen oder gekrochen war. Ich spürte meine Arme und Beine nicht. Ich stand so unter Spannung, dass die Luft im Zimmer knisterte.

»Raus hier«, sagte ich.

Er rührte sich nicht.

»Verschwinden Sie«, sagte ich, jetzt lauter.

Er hob mit immenser Anstrengung den Kopf und öffnete die Augen. Sie waren weit und bodenlos. Sie starrten mich an, die Augen eines Babys, die Augen einer Boa. In diesem Augenblick ging in meinem Innersten etwas entzwei, als ob eine Ankerkette riss und ein Boot plötzlich mitten in schrecklich dunklem Wasser haltlos dahintrieb, und ich konnte nicht wegschauen.

Ich richtete das Messer genau auf ihn.

Der Mann erschauerte, und sein Kopf fiel wieder auf den Boden. Instinktiv wollte ich ihm aufhelfen, ihm etwas Heißes zu trinken geben oder einen Krankenwagen rufen. Aber wenn er sich nur verstellte, um mich zu überwältigen, sobald ich näher kam? *Tu's nicht. Bleib weg von ihm.* Ich trat einen Schritt zurück und wartete ab. Der Mann hatte es aufgegeben, den Kopf zu heben, und beobachtete mich aus den Augenwinkeln. Eine Minute verging. Er verzog keine Miene, machte keine Anstalten, mich anzugreifen, wandte aber den Blick nicht ab.

Schließlich fragte ich: »Was wollen Sie?«

Seine Kiefer begannen zu arbeiten, langsam, mühsam. Der Mund öffnete sich, und heraus kam Wasser, schlammig braun wie das Wasser des Flusses sickerte es in den Teppich. Der brackige Geruch im Zimmer wurde stärker. Ich machte noch einen Schritt rückwärts und presste mich an die Wand. Sie fühlte sich kühl und hart an, und ich wünschte, sie würde flüstern, *Schsch, keine Angst, manche Dinge sind immer noch solide.* Aber sie war nur eine Wand und hatte nichts zu sagen.

Seine Lippen mühten sich. Ich wartete, sah, wie er

darum rang, etwas herauszubringen. Schließlich sprach er, undeutlich und zu laut wie ein Taubstummer, der nicht richtig zu artikulieren gelernt hat: »Co-iii-aahh«

Ich schüttelte den Kopf.

Er brachte noch einmal die gleichen Laute hervor, diesmal langsamer: »Coo. Iiii. Aaaahh.«

Ich versuchte, mir einen Reim darauf zu machen. »Coya?«, fragte ich und dachte, ein Name? Ein Ort, von dem ich noch nie gehört hatte?

»Coo. Miiii. Aaah.«

Ich nickte, ohne irgendetwas damit anfangen zu können.

»Coo. Miiii. Dah.«

Und da verstand ich. »*Co-mi-da*. Essen. Essen?«

Er nickte. Sein Gesicht tropfte zu heftig, als dass es Schweiß sein konnte, die Flüssigkeit quoll aus seinen Poren, er war wie ein menschenförmiger Schwamm, den man gerade aus dem Fluss gefischt hatte – obwohl selbst ein Schwamm irgendwann aufhören würde zu tropfen, die Nässe dieses Mannes aber nicht nachließ. Ohne ihn aus den Augen zu lassen, presste ich das Messer an meinen Arm, um zu prüfen, ob ich träumte. Die Klinge ritzte die Haut, es blutete, und ich fühlte den Schmerz, erwachte aber nicht aus dieser Wirklichkeit, um mich in einer anderen wiederzufinden. Wenn mein Vater da wäre, könnte er diesen schaurigen Mann sicher nicht sehen, oder wenn doch, hätte er ihn bereits wortlos erstochen und würde sich jetzt einen Scotch eingießen und meiner Mutter beim Säubern des Teppichs zuschauen. Ich begegnete dem Blick des Fremden, und mein Herz pulsierte wie eine Sirene. Ich müsste auf ihn losgehen, dachte ich, ich müsste ihn rausschmeißen. Aber ich konnte es nicht. Später würde dieser Moment für mich der Beginn meines wahren Lebens sein: der Moment,

in dem ich, ohne zu wissen, warum, zu meiner eigenen Bestürzung und wider alle Vernunft die Waffe senkte und mich auf die Suche nach etwas Essbarem machte.

Die Küche war so, wie ich sie verlassen hatte, nur der Topf auf dem Herd war übergekocht, Wasser zischte in den Gasflammen. Ich hatte Kürbis für Lolo aufgesetzt, das Schildkrötenmännchen, das in aller Gelassenheit vor dem Kühlschrank saß, den Kopf aus dem Panzer gestreckt. Meine Zigarette auf der Arbeitsplatte war ausgegangen. Ihr Anblick war für mich ein Schock, weil es sich nicht anfühlte wie dieselbe Nacht, in der ich vor wenigen Minuten erst dort gestanden und geraucht und Kürbis geschnitten hatte und mir, als würde ich es glauben, wenn ich es oft genug wiederholte, gesagt hatte, wie schön es doch war, allein zu sein, das Haus für mich zu haben, tun zu können, was ich wollte: Toast zu essen, nackt in der Küche herumtanzen, wenn mir danach war, dreckiges Geschirr auf dem Sofa stehenlassen, mit weit gespreizten Beinen dasitzen, weinen, ohne jemandem erklären zu müssen, warum.

Ich stellte das Gas unterm Kürbistopf ab und durchforschte den Kühlschrank. Mamá hatte mir reichlich Vorräte dagelassen. Ich gruppierte ein Sortiment Lebensmittel auf einem Tablett: Gouda, Brot, Brathuhn und Kartoffeln vom Vorabend, Weißwein, ein Glas Wasser, ein paar Bonbons in einem goldenen Döschen – und trat wieder in den Flur hinaus. Das Messer hatte ich immer noch bei mir, zwischen den Sachen auf dem Tablett. Meine Eltern protestierten aus dem Nirgendwo, aus der Luft hinter mir, und ich hatte darauf keine Antwort. Ich fühlte das schwere Cape ihrer Missbilligung, ihrer Bestürzung über meine Unvernunft. *Perla, was tust du?*, hörte ich sie im Geiste rufen, als ich ins Wohnzimmer ging.

Er lag immer noch in seiner Embryonalstellung da. Er zitterte nicht. Der weinrote Teppich war von dem Wasser fast schwarz. Der Mann bewegte sich nicht, bis auf einen nackten Fuß, der lautlos auf den Boden klopfte. Seine Augen waren starr auf die Wand gerichtet. Morgen früh, wenn ich aufwachte, würde er weg sein und der Teppich trocken, weil nichts von alledem je passiert war.

Ich stellte das Tablett neben ihn auf den Boden. Er starrte es an, als stünden darauf Dinge aus einem bizarren, versunkenen Königreich. Er machte keine Anstalten, sich aufzusetzen und zu essen, und ich begriff, dass er es wohl nicht konnte, da er ja kaum die Kraft gehabt hatte, den Mund zu bewegen. Er war so hilflos wie ein Baby, wartete vielleicht, dass ich ihn fütterte, Bissen für Bissen. Die Vorstellung ekelte mich – meine Hand an seinem Mund, an seiner feuchten Haut –, also wartete ich ab. Er gab einen Laut von sich, unausgeformt, klagend, verlangend. Eine weitere Minute verging.

Schließlich fragte ich: »Möchten Sie Huhn?«

Er schüttelte kaum wahrnehmbar den Kopf.

»Käse?«

Wieder Kopfschütteln.

»Schokolade?«

Kopfschütteln.

»Wasser?«

Er nickte, und seine Augen wurden weit. Flehend.

Es ging nicht anders. Er konnte nicht alleine trinken. Ich nahm das Glas vom Tablett, hielt es in Höhe seines Munds, und er hob den Kopf ein paar Zentimeter an. Jetzt, aus der Nähe, sah ich, dass seine Lippen bläulich waren und sein Gesicht feucht glänzte. Ich setzte das Glas an seinen Mund und neigte es vorsichtig, und er kaute, als ob er das Wasser

äße, als ob es so fest wäre wie Brot. Ich passte auf, dass ich ihn nicht berührte, obwohl mein Ekel inzwischen mit meiner Neugier im Widerstreit lag: Wie würde sich seine Haut wohl anfühlen?

Er hörte auf, Wasser zu essen, und ließ den Kopf wieder zurücksinken.

»Wer sind Sie?«, fragte ich, aber er hatte die Augen geschlossen.

Ich wusste nicht, was ich tun sollte, also blieb ich eine Weile neben dem Fremden auf dem Boden sitzen. Ich überlegte, ob ich ihn irgendwohin schaffen sollte, in den Garten, auf die Straße. Aber er wirkte zu schwer, und wenn er von dem Gezerre aufwachte, wäre es nur noch schlimmer. Und außerdem, was würden die Nachbarn sagen? Lieber gar nichts tun, einfach ins Bett gehen, morgen früh würde er genauso unerklärlich wieder verschwunden sein, wie er aufgetaucht war. Keine besonders kluge Lösung, aber eine, mit der ich über die Nacht kommen würde.

Ich war so müde. Zehn Tage war es jetzt her, dass ich mich mit Gabriel gestritten hatte, dass ich ihn an diesem uruguayischen Strand hatte stehenlassen, mit leeren Händen, noch leereren Augen und ohne das Versprechen eines Wiedersehens. Seither raubten mir schlimme Visionen den Schlaf. Aber morgens stand ich immer auf und polierte meine Oberfläche, die strahlende, selbstbewusste junge Frau, brave Tochter und exzellente Studentin im vierten Studienjahr, die sich reibungslos durch die Welt bewegte. Und wenn das Chaos darunter scharfte und tobte, stopfte ich es in die Spalten und Ritzen des Tages, damit es niemand bemerkte.

Der einzige Mensch, der zuverlässig hinter meine Masken blickte, war Gabriel. Als wir uns vor vier Jahren begeg-

net waren, hatte ich es darauf geschoben, dass er sieben Jahre älter war als ich und deshalb viel welterfahrener. Aber natürlich gab es auch Fünfundzwanzigjährige, die man noch kaum als Männer bezeichnen konnte und die nicht imstande waren, das schwarze Loch in einem selbstsicher auftretenden achtzehnjährigen Mädchen zu sehen. Ich hatte Professoren, Freunde, meine Eltern und deren Freunde zu täuschen vermocht, alle außer Gabriel. Ganz am Anfang hatte ich ihm einmal erklärt, ich müsse jetzt gehen, um für eine Psychologieklausur zu lernen. Er sagte, All der viele Freud, und trotzdem siehst du deine eigenen Dämonen nicht. Dann küsste er mich lachend, was mich wütend machte. Noch wütender aber machte mich mein Verlangen, den Kuss zu erwidern. Red du mir nicht von Dämonen, sagte ich, bevor du deine eigenen nicht bezwungen hast. Er sah mich an, als hätte ich gerade die geheime Zauberformel der Verführung ausgesprochen. In jener Nacht lernte ich nichts, nichts über Freud jedenfalls – nur über die Formen seines Körpers, seine begierigen Hände, seinen Mund auf meiner Haut, sein Geschlecht, das sich durch seine Jeans hart an mich presste. Das war unser erstes Jahr, das unkomplizierteste Jahr unserer Beziehung, als ich einfach nur Perla war und nicht die Menschen, mit denen ich zusammenhing. Bevor wir über seine Arbeit oder meine Familie sprachen, geschweige denn über die explosive Kombination von beidem, bevor unser Bild voneinander Risse bekam, Sprünge, die sich ausweiteten wie bei einem Spiegel, den immer mehr Steinchen treffen. Damals war es genug, uns zu küssen, zu lachen und zu diskutieren, zu rauchen, zu trinken, uns mit Schlangenbewegungen aneinander zu reiben, bis die Hitze, die wir generierten, die Sonne aus dem Schlaf riss.

Daran dachte ich jetzt, als ich den Fremden auf dem Fußboden liegen ließ und wieder in die Küche ging, um den gekochten Kürbis in ein Schälchen zu löffeln und ihn Lolo hinzustellen, der sich irgendwo versteckte, aber in der Nacht, wenn das Haus schlief, garantiert hervorkommen würde. Ich ging nach oben in mein Zimmer, gleichzeitig hellwach und erschöpft. Ich wollte die Zeit zurückdrehen, wollte zurück in jene ersten Nächte mit Gabriel, zurück zu Gabriel selbst, seinem Duft, seiner kräftigen Stimme, seinem Blick, der mir das Gefühl gab, mich vollständig zu erkennen. In seine Gegenwart eingehüllt, würde ich nach der Frau Ausschau halten, die ich mit ihm gewesen war oder sein zu können geglaubt hatte. *Und wer ist diese Frau, Perla?* Eine mutigere Frau, eine Untergrundfrau, die Geheimnisse in beiden Händen hält wie gebändigte Schlangen. In den Nächten mit Gabriel hatte ich eine Ahnung von dieser Frau bekommen; ich hatte gefühlt, wie ich mich durch das, was ich jetzt war, hindurchsengte, um die Schlangenfrau mit dem lohenden Haar zu werden. Aber das waren nur absurde Phantasien, und außerdem hatte ich vor zehn Tagen diese Tür endgültig zugeknallt und die Tür zu Gabriel auch. Er war jetzt weg, und dafür hatte ich selbst gesorgt. Ich musste es tun, ich hatte keine Wahl, dachte ich Nacht für Nacht, immer wieder, *keine Wahl, keine Wahl*, eine Beschwörung, deren Macht durch die Wiederholung wuchs. Ich hatte gedacht, er würde mich vielleicht anrufen, aber er tat es nicht. Er war wütender, als ich geglaubt hatte. Wenn er eine Woche nicht anruft, dachte ich, ist es endgültig vorbei – und als eine Woche vergangen war, ohne dass er angerufen hatte, dachte ich, es würde mir das Herz brechen. Doch statt auch nur eine einzige Träne zu vergießen, ging ich in eine Bar in der Nähe

der Universität, fand einen schüchternen Kommilitonen namens Osvaldo und ließ mich von ihm abschleppen. Es war schockierend leicht. Ich brauchte ihn nur einen Sekundenbruchteil länger anzuschauen als normal, und fünf Minuten später spendierte er mir einen Drink. Dreißig Minuten später traten wir aus der Bar in die lärmende Nacht hinaus. Auf dem Weg zu seiner Wohnung verhielt er sich wie ein Grubenarbeiter, der überraschend auf eine Goldader gestoßen ist. Er war ein netter Typ, aber als er in meinen Körper eindrang, fand er dort nur meinen Körper. Er hatte keinerlei Gespür für die innere Perla, der ich mich selbst kaum stellen konnte, die Gabriel aber immer gesucht hatte, um sie zu berühren, zu verstehen. Es war lustvoll mit Osvaldo: wie er mich berührte, wie er meine Beine um seinen Nacken schlang, wie sein Geschlecht vor schierer Begeisterung den Rhythmus steigerte. Aber die Lust schien jemand anders zu empfinden, ein Mädchen, das für die Nacht meinen Körper übernommen hatte und das ich kaum kannte. Hinterher lag ich im Dämmerlicht unter ihm und dachte, so, Perla, jetzt hast du, was du wolltest: Du bist nicht mehr nackt und bloß, dein Selbst ist so gut versteckt, dass es niemand mehr findet. Ich hätte erleichtert sein oder zumindest ein Fünkchen Triumphgefühl verspüren sollen, aber ich fühlte mich nur schrecklich allein.

Und das war ich auch, drei weitere Nächte, bis dieser Fremde bei mir einbrach, ohne auch nur eine einzige Scheibe zu zerschlagen.

Er erwacht gegen Morgen aus einem Schlaf mit dem rhythmischen Auf und Ab der Gezeiten. Da ist Sonnenlicht im Zimmer, intensiver, weil es durch Luft fällt statt durch Wasser. Er war doch vorher im Wasser, oder? Aus sei-

ner verschwommenen Erinnerung kommt das Gefühl von Licht, das durch Wasser dringt, der langsame Rhythmus, die Streuung der Strahlen durch etwas Dichtes. Da ist so vieles, woran er sich nicht erinnern kann, aber so vieles weiß er: Er hat seinen Körper verloren, irgendwann, wenn er sich auch nicht sicher ist, wie. Irgendwann ist er verschwunden, dann gestorben, dann im Wasser getrieben, sehr lange. Das Meer und der Fluss waren sein Zuhause. Bis er schließlich letzte Nacht in die Luft emporstieg, leicht, unsichtbar, und das Dunkel an seinem nackten Bewusstsein scheuerte. Er hatte keine Form, keine Masse, er war durchscheinend wie die Luft, die schwarz und süß und gewichtslos war. Er hatte das Gefühl, bis zur Sonne emporsteigen zu können, aber in der Nacht gab es keine Sonne, und ein Mond war auch nicht da. Und außerdem zog es ihn nicht in den Himmel, sondern zur Erde, zum Ufer, wo kleine Lichter blinkten und funkelten und prangten. Die Stadt. Seine Stadt. Buenos Aires. Er hungerte nach irgendetwas dort, wusste aber nicht, wonach. Er wusste nur von Hunger und Lichtpünktchen.

Er glitt auf die Stadt zu, und dabei begann sich seine Gestalt zu verändern. Er nahm langsam die Gestalt eines Mannes an. Am Rand der Stadt waren Häuser voller Licht und Dunkel. Es zog ihn dorthin. Zu einem dieser Häuser.

Und dann war er plötzlich hier in diesem Zimmer, wo das Licht sich so schnell bewegt, dass es in ihn hineinschießt. Er ist das nicht gewöhnt. Er ist gar nichts gewöhnt – nicht diesen großen Raum, nicht diesen nassen, kraftlosen Körper, in den er eingeschlossen ist, nicht diese Morgensonne, die lauthals ihre Anwesenheit verkündet, die von den Wänden zurückprallt und von den Bildern

an den Wänden, den Schiffen und Hügeln und verformten Uhren auf diesen Bildern, diese Sonne, die den Raum schreien lässt. Das Sofa scheint zu schwellen, das Bücherregal schaut auf ihn herab, der Teppich glüht an den Rändern. Schnelles Licht schneidet in alles an ihm, und er kann nicht schreien, er hört den Raum und hört das Licht und riecht es auch, er lässt den Duft des Lichts in sich ein, den Zitronensaft- und Taugeruch des Morgens.

Sie kommt herein, die Frau von gestern Abend. Sie hat etwas Rotes an und ist wunderbar, ein Wunder. Irgendetwas ist da an ihr. Etwas Wichtiges, obwohl er nicht weiß, was. Wissen ist etwas, das planlos kommt, scharf und jäh. Sein Kopf ist eine Schüssel voller Splitter, die er nicht sortieren, nicht zusammenklauben, nicht sehen kann. Er kann nur warten, dass sie ihn stechen, damit er weiß, dass sie da sind. Sie kommt näher. Schaut ihn mit kaum verhohlenem Abscheu an.

Sie sind immer noch da, sagt sie.

Er starrt sie an.

Sie scheinen heute kräftiger zu sein.

Er sagt nichts.

Ich muss weg.

Farben, denkt er, da sind Farben in ihrem Gesicht, die er gestern nicht gesehen hat.

Was wollen Sie hier?

Er schüttelt den Kopf.

Sie wissen es nicht?

Ihre Lippen sind so rot wie ihre Kleidung. Ihr Haar ist lang und dunkel, ein schwerer Vorhang um ihre Schultern. Da war einmal eine andere Frau mit dunklem Haar um die Schultern, jetzt fällt es ihm wieder ein, eine Erinnerung, die in seinem Denken aufleuchtet. Sie hieß Gloria, und an dem

Tag, als ihn die schwarzen Stiefel holen kamen, erschallte ihr Name in seinem Kopf, *Gloria, Gloria*.

Die Frau steht auf. Ich muss gehen. Heute Abend bin ich wieder da.

Sie ist weg.

Er starrt auf das Fenster, wo die Sonne hereinflutet, zusammen mit dem leisen Geräusch eines vorbeifahrenden Autos. Der Splitter schneidet sich tiefer ein. Die schwarzen Stiefel und Glorias Name pulsieren. Er erinnert sich.

Auf der U-Bahnfahrt nach Buenos Aires hinein verpasste ich fast meine Haltestelle und musste mich durch ein Knäuel von Männern in Anzügen zwängen, um noch hinauszukommen, ehe die Tür wieder zuging. Ich eilte die Treppe hinauf, inmitten einer dichten Masse von Menschen, die in dieselbe Richtung strebten, ohne zu sprechen oder einander auch nur anzuschauen, ganz darauf konzentriert, schnell an ihr Ziel zu gelangen. Gewöhnlich bemerkte ich auf dieser Treppe all die Körper um mich herum gar nicht, weil ich in Gedanken ganz beim Liebeskummer einer Freundin oder einer bevorstehenden Klausur war, aber heute fühlte ich intensiv ihre Gegenwart, ihre Hast und ihre eingeklappten Seelen, als sie sich aus der Station ins helle Tageslicht ergossen.

Die Straße empfing uns mit lautem Gehupe und ungeduldig drängelnden Autos. Die Hochhäuser äugten wie immer bedrohlich auf uns herab und warfen ihre unerbittlichen Schatten. Heute waren sie höher denn je. Die Fremden um mich herum schienen sich im klickenden, klackenden Rhythmus eines mächtigen, verborgenen Zeitgebers zu bewegen, jener unsichtbaren Maschine, die Buenos Aires antreibt, und wenn ich sonst auch automatisch in densel-

ben Takt verfiel, konnte ich es heute nicht. Meine Beine waren eigenständig, abgekoppelt. Der rationale Gang war mir abhandengekommen. Man kann nicht rational gehen, wenn man einen tropfenden Mann, der vielleicht gar keiner ist, im eigenen Wohnzimmer vorgefunden hat. Handtaschen und Aktenmappen schwangen ärgerlich, als ihre Besitzer mich überholten. Ich kann nichts dafür, dachte ich, es ist das Wasser: Es ist in mein Denken eingesickert und hat es aufgeweicht, aufgeschwemmt, seine normalen Mechanismen gestört. Ich fragte mich, ob ich verrückt geworden war. Wenn ja, fühlt sich das also so an, dachte ich; wer hätte geglaubt, dass die Welt immer noch so scharf und plastisch sein würde, die Straßen wie sonst, die Wolken wie sonst; wer hätte gedacht, dass nichts verändert sein würde, außer dass dein Verstand ausgerastet ist, seine Rädchen durchdrehen, wild und gefährlich.

Während ich dem lauten Boulevard bis zur Universität folgte, dachte ich an all die Jahre, die ich brav und vernünftig durch die Welt gegangen war, als ob alles in Ordnung wäre, als ob mit meiner Familie alles in Ordnung wäre, als ob da unter der Oberfläche nichts faulte – bis ich dann aus dem Erwartungsgefüge ausgebrochen war, indem ich mich für Psychologie einschrieb. Das war das erste Mal, dass ich mich in etwas Wichtigem den Wünschen meines Vaters widersetzte. Er hatte immer geplant, dass ich Ärztin werden sollte, eine Musterkarriere für seine Mustertochter, der einzige Weg, den er für mich akzeptieren würde, der Weg, den er mir schon bei meiner Geburt vorgegeben hatte. Als ich ihm meine Entscheidung mitteilte, sprach er tagelang nicht mit mir, und auch in meinem ersten Studienjahr ging die Kampagne weiter: Du hast immer noch die Möglichkeit, Perla, du kannst ja zur Medizin wechseln, das dauert

dann zwar länger, aber wenigstens machst du diesen Fehler nicht.

»Es ist aber kein Fehler, Papá. Es ist das, was ich will.«

Er schüttelte den Kopf. »Du bist zu jung, um zu wissen, was du willst.«

»Alle Leute entscheiden das in meinem Alter.«

»Ich spreche nicht von allen Leuten.«

Seine Hände lagen groß und breit und robust auf dem Tisch, als er sich vorbeugte, um mich zu überreden, und seine Stimme klang streng; doch sein Blick war flehend, fast schon weich, für meine Prinzessin nur das Beste, und ich wollte seine Hände nehmen und vor mir zu einer Schale formen, in die ich gießen könnte, was ich lernte. Schau doch, hier, die Geheimnisse der Psyche, die Tiefseeschätze, nach denen ich tauche, die verschollenen Schlüssel, die aufschließen können, was so lange verborgen dort unten im Dunkeln lag. Wie ich mich danach sehnte, dass mein Vater mich verstehen könnte, verstehen wollte. Wie ich mich dafür hasste.

Ich kam fünfzehn Minuten zu spät. Meine Professorin zog eine Augenbraue hoch – Perla, sagte die Augenbraue, das sieht dir gar nicht ähnlich – und redete weiter. Ich nahm mein Notizheft heraus und versuchte, mich auf die Weiterentwicklung der Freud'schen Traumtheorie zu konzentrieren. Die Erkenntnisse in diesem Bereich haben sich über die Jahre vertieft und erweitert; wir alle reagieren auf die ständigen Hinweise unseres Unbewussten, nur die Wahnsinnigen sehen triefende Zombies in ihrem Haus. Ich blickte erschrocken auf, aber natürlich hatte niemand meinen Gedanken gehört. Ich schrieb brav alles mit, doch beim Schreiben schien die Seite fern und verschwommen, als ob ich sie durch eine regenüberströmte Windschutz-

scheibe sähe. Innerlich folgte ich einem reißenden Strom irgendwohin, zurück nach Hause, zu dem abstrusen Seetang in meinem Wohnzimmer und der Gestalt eines nackten Menschen oder Nichtmenschen, die in diesem Moment dort lag und stöhnte und murmelte oder auch nur still vor sich hin tropfte. Gott, was war das? Ein Geist? Ein Monster? Einfach nur ein trauriger, bleicher Mann? Würde er immer noch da sein, wenn ich nach Hause kam? Was für eine absurde Situation.

Gabriel, dachte ich, wenn ich dich doch nur anrufen könnte; du allein wüsstest, was zu tun ist, du würdest dir zumindest etwas einfallen lassen oder wenigstens den Arm um mich legen, wenn ich mich heute Abend wieder diesem Wohnzimmer stellen muss. Wie ich mich danach sehne, dich zu sehen! Aber nachdem wir so auseinandergegangen sind, willst du sicher nie wieder von mir hören. Die Professorin blickte zu mir herüber – sie hatte etwas gesagt, wovon sie annahm, dass es mich aufhorchen lassen würde, und ich, Perla, die Musterstudentin, nickte nachdenklich. Ich hatte nicht mitbekommen, worum es ging. Ich war eine Lügnerin, nickte brav, ja, ja, wie eine gehorsame Maschine.

Meine Freundin Marisol schaute von der anderen Seite des Raums herüber und lächelte mich an. Ihre Augen setzten hinzu, *Wo bist du gewesen?* Ich lächelte halbherzig zurück und hoffte, sie würde nach dem Kurs nicht auf mich zukommen. Wenn doch, würde ich mich schnell davonmachen. Und wenn sie mich erwischte, würde ich sagen, ich hätte eine Verabredung. Wir gingen normalerweise alle paar Tage zusammen Kaffee trinken, aber die letzte Woche, ja, seit meiner Rückkehr aus Uruguay, war ich ihr aus dem Weg gegangen. Wir hatten nur ein Mal telefoniert.

»Und?«, hatte sie gefragt. »Wie war's?«

»Toll«, hatte ich gesagt, und als die Lüge erst einmal draußen war, hatte ich sie nicht mehr zurücknehmen können.

»Es ist nicht aufgefliegen?«

Ich hatte meinen Eltern gesagt, ich würde mit Marisol und ihrer Familie verreisen. »Nein, alles glattgegangen. Danke, dass du mir geholfen hast.«

»Und seine Familie?«

»Wessen Familie?«

»Perla. Stell dich nicht dumm. Gabriels Familie. Wie waren sie?«

»Entschuldige, Marisol, aber das ist jetzt kein guter Moment. Können wir später reden?«

»Klar, sicher. Ruf mich einfach an, wenn du Zeit hast.«

Aber ich hatte nie Zeit gehabt. Oder ich hatte zwar Zeit gehabt, aber irgendetwas anderes hatte mich daran gehindert, sie anzurufen; dabei wäre es doch so ein alltägliches Telefonat gewesen, nur um mit einer Freundin die neuesten Neuigkeiten auszutauschen. Es hätte nicht mal besonders tief gehen müssen; Marisol war nicht die beste Zuhörerin und wäre bald auf ihren jüngsten Streit mit ihrer Mutter zu sprechen gekommen. Aber ich hatte es einfach nicht gekonnt. Und jetzt konnte ich es noch viel weniger – mit dem Weißgottwas in meinem Wohnzimmer fühlte ich mich nicht in der Lage, munter zu plaudern.

Was würde sie sagen, wenn sie es erführe? Und was würden meine übrigen Kommilitonen sagen? Ich sah im Geiste meine Professorin die Fallgeschichte vorstellen, meine Geschichte: Eine junge Frau glaubt, einen patschnassen Geist gesehen zu haben, so wie Sie mich hier vor sich sehen; sie glaubt, ihm Wasser zu trinken gegeben zu haben, das er wie Essen kaute. Also, bedenken Sie, Ihre Patientin ist von

ihrer Realität überzeugt, glaubt fest an deren Faktizität, obwohl sie sie quält. Welches therapeutische Vorgehen würden Sie vorschlagen? Die Hände schießen in die Höhe.

An diesem Morgen beim Aufwachen hatte ich im Bett gelegen, an die gleichgültige Zimmerdecke gestarrt und sie um einen normalen Tag angefleht. Um ein normales Wohnzimmer. Eine normale Faust des Schweigens in meinem Kopf. Nicht diese lärmenden Gedanken, diesen Strudel, diese wirbelnde Frage, was zum Teufel da in mein Haus gespült worden war.

Der Tag, an dem die schwarzen Stiefel kamen, war ein schöner Tag, mit leuchtendblauen Streifen Himmel zwischen den Hochhäusern. Er erinnert sich jetzt: das Café, in dem er auf dem Heimweg noch war. Es lag auf halbem Weg zwischen der Arbeit und seiner Wohnung. Es war hübsch und schlicht, eierschalfarbene Wände, bitterer Kaffee, kleine Kekse. Draußen gingen Leute direkt am Fenster vorbei. Für ihn waren es einfach nur eine Tasse Kaffee und einfach nur ein Fenster. Er war müde. Er war viel zu lange aufgeblieben, weil er sich mit Gloria gestritten hatte, über irgendwas Idiotisches, die Wohnung, irgendwas mit der Wohnung, ob sie wegziehen sollten oder nicht, und wenn ja, was sie mit der Wohnung machen sollten, obwohl er sich nicht mehr erinnern konnte, warum die Frage überhaupt angestanden hatte, wo sie denn hinziehen sollten und warum. Er wusste nur noch, dass er ihren Schmollmund im Profil gesehen hatte, dass sie sich dann weggedreht und ihm den Rücken zugekehrt hatte, dass sie in jener Nacht geschlafen hatten, ohne sich zu berühren, was war er doch für ein Idiot, dass er sie nicht berührt hatte. Er fürchtete sich davor, nach Hause zu gehen, fürchtete, dass

sie womöglich immer noch sauer war, fürchtete die Tanzschritte der Entschuldigungen, deshalb machte er noch in dem Café Station. Zu dem Kaffee gab es kleine Mandelplätzchen, diesmal nicht die Butterkekse, so ein Pech. Er erinnert sich. Er schmeckt den Kaffee und das Mandelplätzchen, mit dem Beigeschmack seiner kleinlichen Enttäuschung. Dann ging er nach Hause. Er drehte den Schlüssel im Schloss und drückte die Tür auf, und da war Gloria, an einen Stuhl gefesselt, mit verbundenen Augen, reglos wie eine Puppe. Der erste Fausthieb schickte ihn zu Boden, und da blieb er liegen. Sie waren viele, ein Dutzend Stiefel um ihn herum, die ihn in die Rippen traten, sprachen, die Stiefel sprachen, wollten Sachen von ihm wissen, aber er konnte nicht sprechen. Sein Mund war voller Blut. Eine Hand packte ihn am Haar, zog ihn hoch, dann kam eine Faust, und er fiel wieder, versank in einem Strudel aus Männern. Er begriff, dass sie ihn holen gekommen waren, dass er jetzt dran war, dass er verschwunden sein würde. Gloria hatte recht, sie kamen Leute holen, und er wünschte, er hätte ihr geglaubt, klammerte sich an diesen Wunsch, als hätte es diesen Moment abwenden können, wenn er ihr geglaubt hätte. Da war Rot in seinen Augen, nasses Kupfer in seinem Mund, zwei Zähne schwammen auf seiner Zunge wie Schiffswracks im Dunkeln. Gloria bettelte, bitte, tun Sie ihm nichts, sei still, Gloria, ein Klatschen, ein Schrei, so ist's gut, Liebling, sag nichts, sitz einfach still da, bis es vorbei ist, dann nehmen sie dich vielleicht nicht mit, bitte, halt den Mund. Sie hielt den Mund nicht, sie waren noch nicht fertig, und er war am Boden und wurde wieder hochgezogen und wieder niedergeschlagen. Sie wollten wissen, wo Carraceli war, aber er hatte nie einen Carraceli gekannt. Doch es nützte nichts, die Kapuze

stülpte sich über seinen Kopf, und es wurde ganz still im Zimmer. Inzwischen war es mitten in der Nacht, er wurde in einen Teppich gewickelt, wurde die Treppe seines Mietshauses hinuntergetragen, vorbei an Nachbarstüren, die nicht aufgingen, denn jeder schien zu wissen, dass man seine Tür in solchen Nächten fest zu ließ, und dann war er im Fußraum eines Autos, das fuhr und fuhr und fuhr und fuhr, und so – jetzt er erinnert er sich wieder – ist er verschwunden.

Eine geheime Dimension

Als ich mit Tüten voller Lebensmittel nach Hause kam, war ich auf alles gefasst – darauf, ein leeres Wohnzimmer vorzufinden und akzeptieren zu müssen, dass ich halluziniert hatte und klinisch wahnsinnig war, aber auch auf die Alternative, dass er immer noch da war, was ja vielleicht hieß, dass die Welt verrückt war und nicht ich. Ich stellte es mir vor: die Welt auf der Couch, hilflos und gequält, ein Aufblasglobus, aus dem mit jedem Geständnis mehr Luft entwich, und meine Professorin, die auf ein Täfelchen schrieb: *Leidet an Wahnvorstellungen, Psychose. Akut.*

Er war immer noch da. Ich roch ihn, sobald ich die Tür aufmachte – ein Schwall von metallischem Fisch und faulen Äpfeln. Er sah immer noch so nass aus, als wäre er gerade dem Wasser entstiegen. Er saß auf dem Boden und blickte starr auf das Bild an der Wand, Tante Mónica's blaues Schiff in blauer See. Das Gemälde war von Picassos blauer Periode inspiriert; das sagte Papá immer. Ab und zu machte Mamá einen Vorstoß, es doch abzunehmen oder wenigstens im oberen Flur aufzuhängen, in meinem eigenen Wohnzimmer an deine Schwester erinnert zu werden ist das Letzte, was ich will, aber ihre Appelle verpufften wirkungslos. In den meisten Einrichtungsfragen gab mein Vater meiner Mutter nach, aber diese Spur von Tante Mónica zu tilgen kam nicht in Frage.

»Ich habe noch mehr zu essen mitgebracht«, sagte ich.
Er rührte sich nicht.

»Ich hatte keine Ahnung, was Sie mögen.«

Er wandte mir langsam das Gesicht zu.

»Haben Sie jetzt Hunger?«

Er antwortete nicht, und ich kam mir idiotisch vor, hier in meinem eigenen Wohnzimmer mit zwei Tüten sorgsam ausgesuchter Lebensmittel – ich hatte im Supermarktgang gestanden und gedacht, Nudeln? Nudeln mag er doch sicher? – für einen Gast, den ich nie eingeladen hatte, dessen Menschennatur fraglich war, den zu bewirten ich keinerlei Veranlassung hatte und der sich nicht mal herabließ, mit mir zu sprechen. »Sie müssen doch Hunger haben.«

»Regen.«

»Was?«

»Es gibt Regen.«

»Oh.« Ich sah aus dem Fenster auf den schweren Himmel hinter den Bäumen. Es war ein ganz normaler schwülheißer Sommertag gewesen, und ich war gar nicht auf die Idee gekommen, dass es regnen könnte. »Möglich.« Ich stellte die Tüten auf den Tisch. »Sie können also doch sprechen.«

Er nickte. »Ich erinnere mich.«

»Woran erinnern Sie sich?«

Er sagte nichts.

»Wer sind Sie?«

Durch die Wand hörte ich Belinda, das Nachbarskind, im Hof vergnügt kreischen. Ein anderes Kind lachte; sie hatte eine Freundin zu Besuch. Ich wollte einen Laib Brot nach diesem Fremden werfen, der kaum mit mir sprach.

»Ich mache uns Abendessen. Möchten Sie was?«

»Wasser.«

»Was?«

»Wasser.«

»Das ist kein Abendessen«, sagte ich und verkniff mir gerade noch hinzuzufügen, *für richtige Menschen jedenfalls.*

Sein Blick betastete mich und drang in mich ein, seine Augen sahen in meinen Kopf, sie waren ganz dunkel, bodenlos. »Wasser. Bitte.«

Er isst das Wasser, kaut es, es hat Substanz, ist das Einzige auf dieser Welt, das Substanz hat. Es funkelt in seiner Kehle. Es fließt in dieses Fleisch, das so unvertraut ist, nicht wie das lebendige Fleisch, das er hatte, bevor er verschwand, sondern irgendwie anders, er versteht es nicht; er kann ihre Fragen nicht beantworten, weiß er doch immer noch nicht alles, das Wer und Warum seines Hierseins, nach so langer Abwesenheit soll er seine Anwesenheit verteidigen; er will, dass Wasser in ihn hineinströmt, immer wieder, ihn füllt, so wie in den wassergewiegten Jahren, den Jahren tief unten im Fluss, als alles Wasser war und nicht nur er Wasser aß, sondern das Wasser, funkelnd, gefräßig, ihn.

Ich aß mein Brot, achtlos abgerissene Stücke ohne Butter. Ich fühlte mich unruhig und gelähmt zugleich, gierte nach Bewegung und war doch außerstande, auch nur etwas so Normales zu tun wie ein Buch aufzuschlagen, Abendessen zu kochen, Freundinnen anzurufen und mich mit ihnen auf einen Drink zu treffen. Ich brauchte einen Drink. Ich konnte mir nicht vorstellen, was ich mit meinen Freundinnen reden sollte. Wie läuft's denn so? Ach, tatsächlich? Also, bei mir ist es so, dass da in meinem Wohnzimmer ein bleicher, nasser Mann sitzt, der wie ein verdreckter Strand

riecht. Nein, keine Ahnung, wie lange er bleibt. Nein, um die Musikanlage zu stehlen, wirkt er zu schwach. Keine Bange. Trinken wir noch was.

Ich goss mir einen Scotch ein, von dem guten aus der Flasche meines Vaters. Ich hätte dem Mann ja auch einen angeboten, aber er wollte nur sein Wasser, nahm es mit solcher Hingabe zu sich, dass ich mich wie ein aufdringlicher Zuschauer bei einem intimen Akt fühlte. Jetzt hatte er das Glas geleert und sah mich an.

»Danke.« Seine Stimme war klarer, nur noch ein bisschen verwaschen.

Ich nickte. Das Fenster war offen. Draußen hörte ich einen Hund bellen, einen Mann auf den Hund einschimpfen. Es regnete nicht.

»Ich war im Wasser.«

Es war schwer, seinen Blick zu erwidern. »Im Wasser?«

»Ja.«

»In welchem Wasser?«

»Allem.«

Ich trank meinen Scotch aus und goss mir nach. »Und davor?«

»Bin ich verschwunden.«

Ich griff nach Zigaretten und Streichhölzern. Das Flämmchen lief das Streichholz entlang, auf meine Finger zu. Ich ließ es meine Finger versengen, und es schien unglaublich, dass sie nicht zitterten. »Sind Sie lebendig?«

Er legte den Kopf schief und sah mich an; es war unerträglich, schrecklich, wahnsinnig, diese Augen, die nicht ein einziges Mal blinzelten. »Ich glaube nicht.«

Ich rauchte, sah zu, wie der Rauch sich zwischen uns kringelte. »Ich auch nicht.«

Ich goss mir den dritten Scotch ein und riss noch ein

Stück Brot ab, aß es aber nicht. Ich zupfte das weiche Weiße heraus und knetete es zu einer Kugel. Verschwunden, dachte ich. Ich hätte verwirrt, beunruhigt oder doch wenigstens überrascht sein müssen, aber ich fühlte nur das leise Brennen des Scotchs in meiner Kehle.

»Warum sind Sie hier?«

Er starrte auf die weiße Kugel in meinen Fingern. Brot, aus dem alle Luft herausgepresst war. »Ich weiß nicht.«

Die nächsten paar Stunden verbrachten wir schweigend. Er starrte auf Tante Mónicas Gemälde, das Schiff und die See, mit demselben Farbton und demselben Pinsel geschaffen. Dieses Bild schien ihn weit mehr zu fesseln als der Druck an der anderen Wand, *Die Beständigkeit der Erinnerung* von Dalí, mit den geschmolzenen Uhren über dem kahlen Ast und dem quaderförmigen Sockel, der undefinierbaren schlafenden Kreatur. Auf den Dalí hatte ich ihn keinen einzigen Blick werfen sehen, während Mónicas Gemälde auf ihn zu wirken schien wie eine fesselnde Geschichte, als ob ein Teil von ihm über den Rahmen in diese blaue Welt hineinspringen könnte. Als Kind hatte ich das auch getan: fasziniert vor dem Bild gesessen und daraufgestarrt, sicher, dass das Schiff sich bewegte und jeden Moment auf mich zuschießen würde, als wollte es mich von gefährlichen Ufern bergen. Der Pinselstrich war dick und dynamisch, verwischte die Grenzen von Schiff und Meer, erzeugte die Illusion, dass beide ineinander übergingen. Ein Schiff, das zu Ozeanwellen zerfloss oder aus ihnen erstand; mein kindliches Ich konnte nie entscheiden, was eher zutraf, und sehnte sich immer danach, die Frau, die das Bild gemalt hatte, zu fragen. *Formt das Schiff das Wasser oder das Wasser das Schiff?* Aber ich konnte sie natürlich nicht fragen, weil sie fortgegangen war, an einen unbe-

kannten Ort, eine Frau, die noch rätselhafter war als ihre Kunst. Ich trank und rauchte und tat, als schaute ich nicht zu dem Mann hinüber, der auf das Bild schaute. Die leise Stimme der Straße drang ins Zimmer. Die Luft wirbelte. Ich legte den Kopf auf die Tischplatte und schlief ein.

Perla, Perlita, sagte meine Mutter, glaub nicht die Lügen über die Verschwundenen. Du wirst in der Schule Sachen hören, und ich sage dir, sie sind nicht wahr, Perlita, diese Leute sind hysterisch, sie verstehen vieles nicht. Sag nichts dazu. Sei einfach nur still und denk daran, dass sie verwirrt sind.

Ich nickte, und meine strammen Zöpfe wischten über mein Kleid. Mamá lächelte mich an, half mir in die Jacke und umarmte mich. Wie immer wünschte ich mir, dass die Umarmung länger dauern würde, damit ich mich auflösen, mit Mamás weicher Bluse und ihrem duftigen Parfüm verschmelzen konnte, aber die Berührung war rein funktional, ausgeführt in der Eile eines geschäftigen Morgens. Mamá liebte mich sehr, aber sie hatte viele Dinge im Kopf und sehr schöne Kleider, die so früh am Tag nicht knittern durften.

Ich war sechs Jahre alt. Die Demokratie war im Begriff, eine zu werden. Und ja, es gab jetzt Leute, die Marineoffiziere wie Papá nicht mochten. Romina Martínez' Onkel waren seit sieben Jahre weg, jedenfalls hatte sie mir das in der Schulgarderobe erzählt. Es gab viele Leute, die einfach weg waren, hatte sie geflüstert. Viele Leute, die in den Schlimmen Jahren aus dem Haus gegangen und nicht mehr zurückgekommen waren. Ihre Großmutter demonstrierte immer noch jeden Donnerstag mit einem weißen Kopftuch auf dem Platz im Zentrum, damit ihre Onkel wiederkämen. Aber, erklärte Romina, während sie ihre grü-

nen Überschuhe auszog, Mamá sagt, das ist verrückt, sie kommen nicht wieder, weil sie tot sind.

Ich sagte nichts, weil ich ein braves Mädchen war. Aber Wochen später, eines Abends nach den Hausaufgaben, fragte ich meine Mamá: Wo sind Rominas Onkel? Kommen sie irgendwann wieder?

Mamá seufzte. Sie hielt einen Scotch in der Hand und schwenkte ihn, so dass die Eiswürfel klimperten. »Wer weiß?«

»Wo sind sie denn?«

»Wahrscheinlich auf und davon, um in Paris ein Faulenzlerleben zu führen.«

Da tat mir Romina leid, mit ihren geerbten Überschuhen und ihrer Großmutter, die auf dem Platz herumlief, und Onkeln, die zu faul waren, um wieder nach Hause zu kommen. Sie hatte nicht so eine Mamá wie meine, die sich jede Woche die Nägel machen ließ und importierte französische Schals trug, so elegant um den Hals geschlungen wie eine leuchtende Federboa. Mamá war von Schönheit umgeben. Papá war ein starker Mann, der abends in einer immer noch makellosen Uniform nach Hause kam, und ich hatte Glück, solche Eltern zu haben.

Aber Romina war nicht die Einzige, die von diesen Dingen sprach. Wir sind jetzt eine Demokratie, sagte die Frau mit den bauschigen Haaren in den Fernsehnachrichten; die Diktatur liegt hinter uns. Ich hatte das Wort Diktatur – *dictadura* – noch nie gehört. Ich versuchte, mir zusammenzureimen, was es bedeutete. Ich hörte *dura* heraus, hart, also war diese Zeit vielleicht irgendwie hart gewesen, was erklärte, warum Romina sie die Schlimmen Jahre genannt hatte. Aber es erklärte nicht, warum es Papá nicht zu gefallen schien, dass diese Zeit vorbei war. Vielleicht war hart

ja nichts Schlechtes gewesen. So wie bei Wänden. Dass Wände hart waren, war gut, das wusste jeder, weil dann kein Regen durchkam. Aber viele andere Sachen sollten lieber nicht hart sein, Kopfkissen zum Beispiel oder die Hand des eigenen Vaters.

Sooft die Frau mit den bauschigen Haaren im Fernsehen kam, schaute ich aufmerksam zu, um das Wort Diktatur besser zu verstehen. Von der Frau erfuhr ich, dass in jenen Jahren etwas passiert war, das sich El Proceso nannte, der Prozess, und manche Leute fanden, es sei etwas Gutes gewesen, aber andere sagten, es sei für viele Leute sehr schlimm gewesen, vor allem für die, die sie *desaparecidos* nannten. Verschwundene. Da wartete ich darauf, dass die Frau mit den bauschigen Haaren etwas über Rominas Onkel sagte, dass sie vielleicht sogar Romina und ihre Familie auf dem Bildschirm zeigte, aber das tat sie nicht. Stattdessen redete sie die ganze Zeit von einem Mann, der General Jorge Videla hieß und mit absoluter Befehlsgewalt über das Land geherrscht hatte (das sah ich deutlich vor mir: Argentinien am Tisch wie ein Schulkind und Videla die Direktorin, die das Brot herumreichte und Argentinien befahl, die Ellbogen vom Tisch zu nehmen und beim Kauen den Mund zuzumachen), und jetzt waren die Leute böse auf ihn und andere Generäle wegen der Verschwundenen, und deshalb würde es jetzt Gerichtsprozesse geben. Am ersten Tag der Gerichtsprozesse sahen meine Eltern nach dem Abendessen die Nachrichten, ohne ein Wort zu sagen. Ich schaute mehr auf meine Eltern als auf die Filmberichte über strengaussehende Männer in Uniform und brüllende Menschen auf der Straße. Am zweiten Abend guckten sie fünf Minuten Nachrichten, bis mein Vater schnell aufstand und den Fernseher ausmachte.

»Dieses Scheißzeug schauen wir uns nicht an.«

»Das Kind ...«, sagte Mamá.

Mamá und Papá kauften einen zweiten Fernseher für ihr Schlafzimmer. Ich durfte keine Nachrichten mehr sehen. Aber in der Schule bekam ich trotzdem mit, dass die Leute, die vorher die Befehlsgewalt gehabt hatten, ins Gefängnis kamen. Und im Lauf der Jahre erfuhr ich, dass die Verschwundenen nicht wiederaufgetaucht waren. Das Wort *verschwunden* geisterte überall herum, es flog durch Räume und Straßen, tauchte in Läden, auf Plätzen, in Zeitungen auf, war in Geflüster und lautem Geschrei und allem, was dazwischenlag. Eine neue Zahl von *desaparecidos* wurde berechnet, bestritten, bestätigt. Dreißigtausend. Diese Zahl war eine Lüge ausländischer Kräfte. Diese Zahl war eine Tatsache. Es war die Zahl von Leuten, die die Regierung verschleppt hatte. Nein. Diese Leute waren einfach woandershin gegangen. Nein. Es gab Massengräber. Es war alles übertrieben. Sie waren tot. Es musste doch Überlebende geben. El Proceso war eine nationale Schande. El Proceso war notwendig gewesen. Die Verschwundenen waren unschuldig. Die Verschwundenen hatten die Sicherheit der Nation gefährdet.

So viele Worte, so viele Versionen, immer hin und her. Ich wollte allen glauben, wollte den Bereich finden, wo alle – mein Vater, die Journalisten, Fremde im Laden – ein bisschen recht hatten. Mit elf las ich in der Schule Borges, und das brachte mich auf den Gedanken, dass alles möglich war. Weil es in Borges' Geschichten Menschen gab, die Menschen ins Leben träumten, und Punkte im Raum, die das ganze Universum enthielten, und Gärten, wo sich die Pfade der Zeit gabelten. Wenn das alles möglich war, dann musste es auch möglich sein, die Sache mit den Ver-

schwundenen zu verstehen. Vielleicht hatte El Proceso ja eine unbekannte Dimension angezapft. Ein Riss hatte sich zwischen unserem Planeten und einer anderen verborgenen Welt aufgetan. Und dreißigtausend Menschen waren durch diesen Riss gefallen, durch einen falschen Schritt, ein falsches Wort, eine falsche Bewegung. In diesem Fall waren die Verschwundenen noch irgendwo. Noch am Leben. Nur nicht bei uns.

Ich schrieb als Spanisch-Hausaufgabe eine Geschichte, in der die ganze Schar der Dreißigtausend schlaflos wartete, gefangen in einer geheimen Dimension. Da war ich zwölf; die Demokratie war fünf Jahre alt. Videla war aus dem Gefängnis entlassen worden, begnadigt von Präsident Menem. In meiner Geschichte lebten die Dreißigtausend dichtgedrängt in ihren neuen Häusern und atmeten statt Luft Erinnerungen, brauchten sie so nötig wie der Rest der Menschheit Sauerstoff. Vom ständigen Erzählen ihrer eigenen Geschichte wurden ihre Münder immer größer. Sie suchten die ganze Zeit nach der Bruchstelle in ihrer Wirklichkeit, dem Riss, durch den sie gekommen waren, um wieder nach Hause zurückzukehren oder wenigstens den Menschen, die sie dort zurückgelassen hatten, mitzuteilen, was passiert war, damit die sich keine Sorgen mehr machten. Aber der Durchschlupf war weg.

Ich schrieb die Geschichte ganz allein, mitten in der Nacht, und schoss weit über das Verlangte hinaus: Drei Seiten sollten es sein, aber ich brachte es auf dreizehn, und jede Seite überraschte mich. Ich fragte mich verwundert, wo das alles herkam – die Worte und das Atmen von Erinnerungen und das Gewirr von durchscheinenden Straßen und die geisterhaften Menschen mit den verzerrten Mündern –, und was diese Kraft sein konnte, die meine Feder

übers Papier trieb. Als ich fertig war, traute ich mich nicht, die Blätter noch einmal durchzulesen. Ich legte sie unter mein Kopfkissen und schlief die drei noch verbliebenen Stunden.

Die Geschichte gewann einen Schulwettbewerb, und eine gekürzte Version erschien in der Zeitung. Meine Lehrerin rief mich nach vorn, und die ganze Klasse klatschte. Und wenn es auch nur ein pflichtschuldiges und vielleicht sogar neidisches Klatschen war, rieselte das Geräusch doch wie ein warmer Regen in mich hinein und erreichte innere Kammern, von deren Existenz ich gar nichts gewusst hatte.

Als ich an jenem Abend um zehn vom Lernen bei einer Freundin nach Hause kam, erwartete mich mein Vater im Wohnzimmer. Er war betrunken.

»Komm her.«

Ich wollte nicht, ging aber zu ihm.

»Setz dich hin.«

Ich setzte mich.

Er hielt den Zeitungsausschnitt mit meiner Geschichte hoch. »Was ist das?«

»Eine Geschichte.«

»Wer hat das geschrieben?«

Ich verklammerte die Finger im Schoß. »Ich.«

»Ach, ja? Und wer bist du?«

Papá sah alt aus, schon ein bisschen grau. Ich dachte, er würde mich vielleicht anschreien oder schlagen, aber er tat es nicht. Sein Ton war bereits eine Ohrfeige. Er starrte die Wand an und dann mich, und unter seinem Blick wollte ich die Geschichte zerreißen und Fetzen für Fetzen verschlucken, sie wieder in meinen Körper zurückholen und verschwinden lassen.

»Perla. Es gibt eine Menge Dinge, die du nicht verstehst.«

Ich nickte.

»Wir sind deine Eltern. Deine Mamá und ich.«

Ich fühlte Lolo dicht an mich herankrabbeln. Er lehnte den kühlen Panzer an mein Bein, und das beruhigte mich ein bisschen. Ich nickte wieder.

»Willst du uns verlieren?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Willst du zum Waisenkind werden?«

»Nein.«

»Warum zum Teufel schreibst du dann so was?«

Mamá stand jetzt in der Tür. »Héctor«, sagte sie, »das reicht. Hör auf.« Sie kam auf klackenden Absätzen herüber und legte Papá die Hand auf die Schulter; ihre langen roten Nägel waren wie exotische Insekten auf seinem weißen Hemd. Ich beugte mich in den sanften Rand ihrer Parfümwolke.

Papá sah mich an, das Gesicht so offen, wie ich es noch nie gesehen hatte, ängstlich, ungeschützt – ein Verirrter im Dschungel. In diesem Moment hatte ich das Gefühl, nichts zu verstehen, nichts auf der ganzen Welt zu wissen außer dem einen: Ich würde nicht mehr schreiben. Nie mehr. Ich rutschte ganz nach vorn und legte ihm die Hand aufs Knie, um ihn zu trösten oder zu besänftigen oder um mich festzuhalten.

»Perla«, sagte er, »du bringst mich um.«

»Tut mir leid«, sagte ich.

»Gut«, sagte Mamá. »Dann können wir ja jetzt alle ins Bett gehen.«